

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rheinfahrt - von den Quellen des Rheins bis zum Meere

Stieler, Karl

Stuttgart, [ca. 1880]

Von Koblenz nach Rheineck

[urn:nbn:de:bsz:31-323992](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-323992)



Ehrenbreitstein.

Von Koblenz nach Rheineck.

Steigen auch wir von dem am Ufer des Rheins liegenden Thal Ehrenbreitstein, die terrassenförmig aufstrebende riesige Felsenwehr, um das neue Rheinbeden zu überschauen, das bei Andernach seinen Durchbruch gefunden wie das vorige über die Stromschnellen von Bingen, und die Annahme bestätigt, daß auch hier einst ein Binnensee gewesen, der gewaltsam den Ausweg aus der Felsenklucht gesucht. — Beängstigend, ja demüthigend ist beim Erklimmen der riesigen Festungswerke der Gedanke: so ungeheurer Apparate bedarf der Mensch in seinem hohen sittlichen Beruf, um seinen Herd gegen den Ehrgeiz, die Habsucht seines Nächsten zu schützen, um die Fluren vor Verwüstung zu sichern, in die er den Samen legt, um im Schweiß seines Antlitzes das Brod zu essen, das er nur unter dem Schirm so gewaltiger Schutzwehren zu ernten gewiß ist!

Zwei Jahrtausende mußten, konnten dahin gehen, seit hier die welterobernden Römer unseren in den Wäldern hausenden Vorfahren das erste steinerne Joch auferlegten; fast ebenso lange ist's, seit der Gottgesandte das Evangelium des Friedens, der Liebe predigte, und doch muß die Gemeinschaft einer Nation Millionen über Millionen zusammenscharen zu Schutz und Trutz für ihre Ehre, ihre Sicherheit!



Mittelalterlicher Obst- und Fischmarkt.

Dreierlei Charakter, dreierlei Gesicht zeigt uns Gottes schöne Erde von hier oben, wo das entzückte Auge eine der schönsten Stätten Deutschlands, ja der Welt überblickt. Zu unseren Füßen die Stadt mit ihren Zickzackwällen, umklammert von der silbernen Gabel der beiden Ströme, in die sich wie dunkle Einschnitte die vier Brücken über den Rhein und die Mosel legen; weit hinaus in mathematischen Formen erheben sich die großen Aufemworte der Festung. Ueber die Stadt hinweg ragen vor uns die Höhen des Maiengaus, des Raifelds, sich langsam hinabsenkend in fruchtbare Ebenen; mehr rechts auf dem jenseitigen Ufer die finsternen Höhen der Eifel, ein vom Vulkan aufgeworfenes Felsenchaos, über dem sich verdriehlich die Wolken ballen; und wieder auf dem rechten Ufer weithin stromab die geeignetsten Fluren in dem Thal, das ohne Zweifel der Zusammenfluß der Ströme sich geebnet und in dem die Römerstadt Victoria gestanden haben soll; in üppigen Weinbergen aufsteigend, eine freundliche, der Sonne zugewendete Masse, hinter der sich der unwirthliche Westerwald verbirgt, dessen bald nackte, bald waldige Höhen hinter uns den Horizont säumen.

Ein dreifach Gesicht, die Mutter Erde, die hier unten dem Landmann ihren vollen Segen in den Schooß wirft und drüben seiner Mühe selbst den allerlängsten Dank verjagt! Dort jenseits der Stadt und zu ihrer Rechten hinabsinkend das Raifeld mit den fruchtreichsten Tristen und seinen lebensfrohen Kindern, den drallen Mägden mit den goldnen und silbernen Spangen und Pfeilen im Haar; und über diese Fluren hinaus wiederum düster aufgethürmt des Feuers schlafengebärendes Werk, die Eifel! Und als sollten zu beiden Seiten des Stroms der Segen und der Mangel gleichmäßig vertheilt sein: auch diesseits des Stroms der fruchtbare, blühende Engersgau, die weit hinab reichende Ebene, neben ihr landein, sein Glend hinter der freundlichen Tapete der Weingelände verbergend, der

trostlose Westerwald, dessen verdorrte Kinder, von elender Industrie sich nährend, die Stiefmütterlichkeit des Klima's und Bodens schon verlernen ließ, die dürren Waldungen wieder anzupflanzen, die sie vor den „Wösten“, den rauhen Winden zu schützen vermöchten. In der Gifel also ein steriles, tief unten noch vom Feuer durchglühtes Felsenreich, im Westerwald unwirthsame, steinige Hochebenen und zwischen ihnen im Thale Segen über Segen, den das Füllhorn der Natur über die Bewohner ausgießt, während die reichste industrielle Thätigkeit das schöne Engersgau belebt.

Ein Blick noch vom hohen Ehrenbreitstein auf die beiden ihn flankirenden Höhen von Pfaffendorf und das mit Rosel-Steingut aus dem Kannebäder-Ländchen so handelsthätige Vallendar. Dann wieder hinab zum Ufer, wo der Dampfer wartet, und vorüber steuern wir an der Insel Nieder-Werth, dem langgestreckten Giland, auf dem ehemals das Nonnenkloster gleichen Namens stand. Rechts am Ufer liegt Bendorf mit seinen Anstalten für Geisteskranke; hinein in's Land die Burg Sayn, umqualmt von den dunklen beweglichen Säulen der aus selbstgewonnenem Metall erbauten Eisenhütte, die, von Clemens Benzeslaus gegründet, jetzt in Krupps Besitz ist. Die Burg, auf einem Hügel gelegen, war der Stammsitz der Familie Sayn, im zehnten Jahrhundert erbaut, im dreißigjährigen Kriege zerstört; das am Fuße des Kegels gelegene Schloß ist im Jahre 1848 von dem Fürsten Sayn-Wittgenstein neu errichtet und enthält eine werthvolle Gemäldesammlung, namentlich französische und niederländische Meister; auch die Schloßkapelle ist reich ausgestattet. Das über dem Eisenwerk gelegene Pfarr- und Schulgebäude war einst eine Prämonstratenser-Abtei. Weiter hinauf im Thale liegen die Reste der Stammburg des alten Geschlechtes Jenburg.

Hier in diesem Thale, wo heute die Schote ihren schwarzen Athem in die Lüste wirbeln und die schwielige Hand des Arbeiters mit dem harten Eisen kämpft, war einst der Zummelplatz ebenso eiserner, übermüthiger Rittergeschlechter, namentlich der Wied und der „Sayne“, von welsch letzteren sich Zwei in der Geschichte dieser Gegend den übelsten Leumund erwarben. Das war namentlich Graf Heinrich III., den vor seinem Sterben noch das Gewissen trieb, an die Kirche zurückzugeben, was er den armen Kaufleuten geraubt, wofür die erstere ihm dankbar den Frieden im Grabe versprach. Auch von denen von Wied erzählt uns die Limburger Chronik, daß sie einmal den holländischen Kaufleuten, die nach Frankfurt zur Messe reisten, „für tausend Gulden Gewand“ abnahmen, was damals bekanntlich schon eine enorme Summe repräsentirte. War der Arm des Städtebundes nicht so lang, um diese Begelelagerer hier zu erreichen, so scheint es, als habe auch Rudolf von Habsburg ihnen gegenüber zuweisen ein Auge zugedrückt, denn man hat nicht gehört, daß es den ritterlichen Buschleppern hier an den Kragen gegangen sei, wie den andern. Dafür machte denn Erzbischof Kuno von Falkenstein nicht viel Federlesens mit ihnen; er nahm ihnen den Raub wieder ab und erbaute zum Schutz der Landstraßen die Burg Kunostein bei Engers.

Von der letzteren ist in diesem Orte wenig übrig geblieben; man erkennt die Reste noch bei dem von Erzbischof Philipp von Walderösdorf 1758 erbauten Schloß, das seit 1863 als Kriegsschule des siebenten und achten Armeekorps dient.

Von dem alten Plage Engers erzählt uns die Geschichte übrigens Interessanteres, nämlich daß Cäsar hier seine Legionen über den Rhein geführt und zum Schutz derselben für alle Fälle ein Kastell erbaute, mit welchem wahrscheinlich der Grund dieser Ansiedlung gelegt ward. Als die Legionen von den Deutschen total geschlagen waren, zerstörten die Letzteren auch das Kastell. Hier aufgefundenen römische Gußstücke werden für die Rudera jener Brücke gehalten. Ein unter den Karolingern in Engers erbauter Königshof, der wahrscheinlich auf den Fundamenten des Römer-Kastells stand, gab dem Orte neue Bedeutung und daher wahrscheinlich als Name Engersgau, der südlich bis zur Lahn und nördlich bis über Linz reichte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat einst die vulkanische Thätigkeit des linken Rheinuferes sich bis hieher erstreckt, oder der Fluß hat die lavaartigen Massen, den Bimsstein, hier angeschwemmt, den man unter dem Namen Engerser Sandstein als leichtes Baumaterial verwendet.

Weithin leuchtet uns das fürstlich Wied'sche Schloß Mon-Repos entgegen. Links von uns liegt Weißenthurm, nur bemerkenswerth durch das auf erhöhtem Plage stehende Denkmal an den französischen General Hoche, der hier



Wegführung eines Waarenzugs durch Kautzthal.

1797 über den Rhein ging. Interessanter ist am rechten Ufer Neuwied, in jener Niederung gelegen, die des Flusses einst so großes Bett freiwillig wieder zurückgegeben. Das Städtchen ist freundlich, sauber in seiner ganz modernen Anlage, bei der man weniger auf die Rücksichten für die Gesundheit als auf die geraden Linien der Straßen bedacht gewesen zu sein scheint, in denen denn auch der Westwälder Wind, nicht minder verächtigt als der des Wipperthals, sein Unwesen treibt. Wer Neuwied besucht, braucht für Schnupfen nicht zu sorgen.

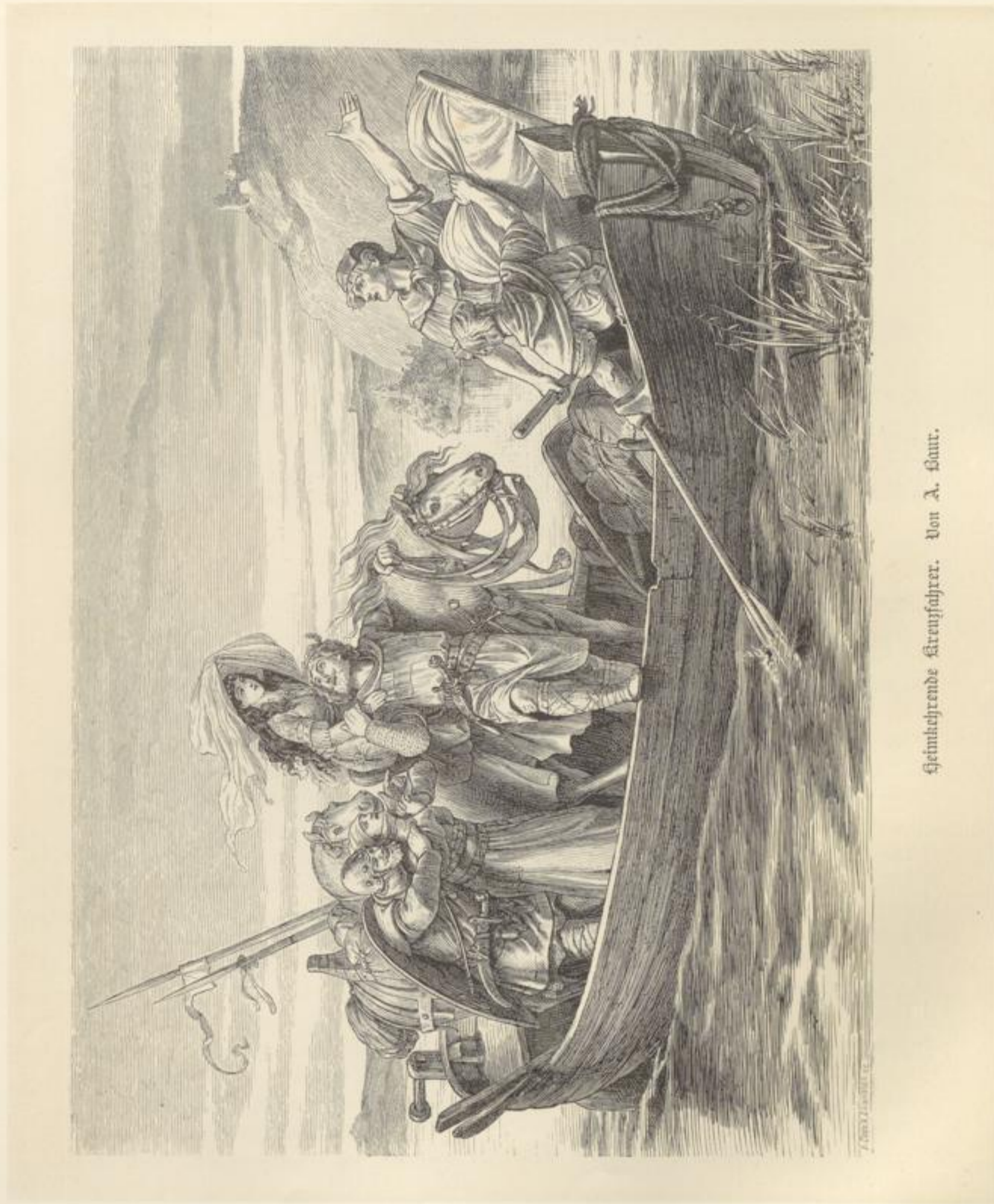
Auch diese Stätte macht vielleicht mit demselben Recht wie Engers den Anspruch, daß Cäsar hier, von den Albiern geführt, den Rhein überschritten. Vielleicht sind die bei Heddesdorf und Nieder-Viber bloßgelegten römischen Baureste die Ruinen einer Römerstadt, etwa des schon erwähnten, sagenhaften Victoria; die zahlreichen Ausgrabungen in dieser Gegend rechtfertigen wenigstens die Muthmaßung, daß hier eine befestigte römische Kolonie gestanden, welche dem Uebergang Cäsars als Stützpunkt diente. Die Sammlung derselben im fürstlichen Schlosse spricht von der Bedeutung jener Kolonie. Auch die innere Thätigkeit des Bodens muß hier lange vor den Römern, die uns wenigstens nichts von einer solchen erzählen, eine gewaltsame gewesen sein, denn auch hier befördert man die porösen Kalksteine, welche sich die Neuzeit für ihre Bauten zu Nuzen zu machen wußte. Den Namen Viber mag das Dorf demselben aus dem Rhein verschreckten Thier zu danken haben, das auch Viberich den seinigen gab. Andere leiten ihn von Hiberna ab.

Wie segensreich die Toleranz eines edlen, einsichtigen Fürsten in einer vom wüsten Parteigeist zerrütteten Zeit wirken konnte, wo religiöser Fanatismus und Glaubenshaß Hunderttausende durch die Brandfadel des dreißigjährigen Krieges um Hab und Gut beraubte, von Haus und Hof verjagte Familien in den Niederlanden eine ruhige Stätte zu suchen zwang, davon liefert Neuwied einen Beweis. Graf Friedrich III. sammelte die den Rhein hinabziehenden Flüchtlinge, um auf der Stätte des in demselben Kriege zerstörten Langendorf eine Stadt zu gründen, die Jedem freie und ungehinderte Uebung seines Glaubens garantiren sollte. Er schenkte den Flüchtigen, weß Bekenntnisses sie sein



Neuwied.

mochten, Ländereien, ließ ihnen Wohnstätten errichten, befreite Alle auf Jahre lang von Abgaben und verlangte nur von später Zugehenden die Beobachtung seines Bauplanes. — Freilich machte der vorurtheilsfreie Herr manch trübe Erfahrung, denn unter den guten Elementen befand sich manch elendes Gefindel, und unter so mißlichen Kriegsumständen schritt sein Werk nur langsam vorwärts; indeß er verlor den Muth nicht und seine Gattin, die Gräfin Philippine Sabine, selbst verpfändete sogar ihr Silberzeug, um der kleinen Gemeinde ein Schulhaus und eine Kirche zu erbauen. Das Glend, das Ludwig XIV. über die deutschen Gauen brachte, griff auch lähmend ein; dennoch konnte der Nachfolger des edlen Gründers, Friedrich Wilhelm, im Jahre 1807 den Bau des neuen Schlosses beginnen. Nach seinem frühen Tode setzte Friedrich Alexander das Werk fort, unbeirrt durch mancherlei innere Zwistigkeiten, welche die verschiedenartigen Glaubensrichtungen verursachten. Im Jahre 1757 begann er den Bau des Landschloßes Mon-Repos und legte die reizenden Waldpartien an, welche mit dem Waldhaus der ganzen Umgebung ein so friedliches, idyllisches Gepräge geben. Ihm auch ist ein Theil der Fabriken zu danken, die noch heute in bestem Gange. Ueberschwemmung und Eisgang brachten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Stadt große Schäden, mehr aber litt sie durch die französischen Revolutionstruppen, die sengend und plündernd über sie herfielen. Der Krieg zerstörte den ganzen so mühsam aufgebauten Wohlstand der Stadt, die Häuser waren in Brand geschossen, die ganze Umgegend verwüstet. Im Jahre 1806 kam Neuwied als Standesherrschaft unter herzoglich nassauische Oberhoheit, 1815 in gleicher Weise an Preußen. Aus dem Fürstenhause fiel der



Geheimtrende Grenzfuhrer. Von A. Gant.



Strand bei Auhornau.

Prinz Victor 1812 als Held im Kriege, während Prinz Maximilian als gelehrter Forscher sich hochverdient machte durch seine auf weiten Reisen gesammelten Naturschätze, die das Schloß beherbergt.

Wunderliche Heilige! ruft wohl der Fremde, wenn er in Neuwied den Stadttheil betritt, den die Herrnhuter-Gemeinde bewohnt, die Nachkommen der Mährischen Brüder, die sich 1750 hier ansiedelten. Allerdings sind sie ein seltsames Völkchen, aber wahrlich das schlechteste nicht, und an Gemeinfinn könnten wir viel von ihnen lernen, denn Alle sind fleißig und bei ihnen verlorperte sich schon früh ein so häufig mißverstandenes Associationsystem, in welchem die Unverheiratheten, beisammen wohnend, für gemeinschaftliche Rechnung thätig sind. Die Erzeugnisse der Herrnhuter sind bekannt und gerühmt ihrer Solidität wegen; die Rechtschaffenheit dieser Leute ist eine sprichwörtliche; ihr Gottesdienst hat gewisse gesellschaftliche Formen, wie das Umherreichen des Thees &c.; ihre Lebensweise basiert auf Einfachheit und Enthaltbarkeit. Auffallend sind die weißen Häubchen, deren blaue und rothe Bänder die Frauen und Jungfrauen unterscheiden. Die verschiedenen Kulte und Setten, die hier jetzt friedlich bei einander wohnen, Katholiken, Protestanten, Lutheraner, Reformirte, Menmoniten, Quäker &c. unterscheidet natürlich kein äußeres Zeichen.

Unterhalb Neuwied fällt die Rette links, bei Zellich rechts der in vielen Krümmungen vom Westerwald kommende Wiedbach in den Rhein, in dessen Thal sich noch die Ruine von Altwied erhalten hat. Durch einen Schienenstrang mit dem Strom verbunden, liegt das Rasselsteiner Eisenwerk am rechten Ufer, erwähnenswerth, weil es die Schienen zu der ersten deutschen Eisenbahn, der von Nürnberg nach Fürth, geliefert. Die Lebendigkeit der Industrie, umrahmt auf der einen Seite durch die Poesie von Wald und Höhen und den Fruchtreichthum der Niederungen, auf der andern durch die düstere Felsenkette der Gifel, bekleidet diese Gegend mit ganz besonderem Reiz.

Enger wird das Rheinthal hinter der Mündung der kleinen Wied. Hügel und Felsen drängen die kleinen, den Strom säumenden Ortschaften dicht an das Ufer, das Beden geht zu Ende; vor uns bis gegen Rheined ziehen sich die Berge, welche der Strom forcirte. Wir stoßen hinter Zellich auf das unmittelbar am Strande stehende Teufels-

haus, ein verödetes hohläugiges Gebäude, dessen Name eigentlich Friedrichstein, das der Aberglaube aber wie oben bezeichnet — Niemand weiß genau, warum. Die Einen sagen, weil es mit dem Schweiß des grausamsten Frohndienstes erbaut worden, Andre meinen, weil in demselben einst eine Salmiakfabrik betrieben, die einen Gestank verurfacht, den nur der Teufel selbst verbreiten könne.

Vor uns erscheint Andernach, die Pforte des neuen Rheinjochs. Die alte Stadt ist der Hauptort und Hafen des gesegneten Raifelds; sie rühmt sich ihres römischen Ursprungs, wie so viele ihrer Rheinschweftern, und jedenfalls hat hier wohl ein Kastell gestanden als besetztes Lager der 21. und 22. Legion. Die Bataver und später die Alemannen sollen den Römerbau wiederholt zerstört haben. Die merovingischen Könige erbauten ihre Residenz auf den alten Fundamenten, und auch der Frankenkönig Siegbert verweilte oft an dieser Stätte. Die Umgegend war der Kampfplatz zwischen den Söhnen Ludwigs des Deutschen und Karl dem Kahlen, und Heinrich V. verlor hier ein Treffen gegen Friedrich I. von Köln. Durch Philipp von Schwaben zerstört, dann wieder aufgebaut, trat es dem Städtebund bei. Die Schweden eroberten Andernach, gegen Turenne wehrte es sich indeß. Später wiederholt von den Franzosen besetzt, die von den Russen hinausgejagt wurden, kam auch Andernach 1815 an Preußen. Von dem im Mittelalter hier erbauten Palast sind noch Ruinen vorhanden.

Als ein Baudenkmal würdigen romanischen Stils steht in Andernach der Dom, die Pfarrkirche mit ihren vier Thürmen, ganz von Tuff erbaut. Der nördliche der letzteren ward zu Anfang des ersten Jahrhunderts errichtet, die der westlichen und südlichen Seite sind um zwei Jahrhunderte jünger. Bemerkenswerth sind außer der Ruine des bischöflichen Palastes noch unter dem Rathhaus der aus dem Mittelalter stammende Kerker, der seltsamerweise das Judenbad genannt wird; ferner das ebenso alte Koblenzer Thor und der 1554 erbaute Krahn, durch welchen die Mühlsteine verladen werden, mit denen die Stadt so regen Handel treibt.

Drohender, düsterer hängen sich die Felsen über die schmale Schlucht, einem zerbrochenen Thor ähnlich. Der kleine Ort Leutersdorf folgt der Biegung des Stromes und vor uns taucht ein Berggrieß auf, finster, drohend, als wolle er sich hinabstürzen und die kleine Ansiedlung unter sich begraben: auf kahler, unfruchtbarer Höhe, an schroffer Felswand, dem Rhein zugekehrt die Trümmer von Mauern und Thürmen, nicht minder unheimlich zwischen dem sie umgebenden Gestrüpp herauswachsend, jammervolle Reste jener ältesten, stolzesten und mächtigsten Burg am Rhein, des Hammersteins, jener Reichs feste, die den Kaisern trotzte, in der Kaiser ihren Schutz suchten und hinter deren unbewingbaren Mauern einst die Kleinodien des deutschen Reichs geborgen wurden. Großend der höheren Macht der Zeit, der er zum Opfer fiel, schaut der Felsenhorst in die liebliche Westerberger Au hinab, ein mächtiger Thorflügel der Andernacher Schlucht, der Stolz des gewaltigsten Geschlechts, das seit lange, lange untergegangen, obgleich sein Name noch fortlebt.

Schon die erste Nachricht vom Hammerstein aus dem Jahre 1018 oder 19 ist von poetischem Interesse. Sie erzählt uns von Otto, dem Gaugrafen des Engersgans, dem Letzten des lahngauer conradinischen Hauses, der seines Oheims schöne Tochter Irmengard liebte, sich gegen die Befehle der Kirche heimlich mit ihr vermählte und sie, dem Jorn der letzteren trotzend, die dieses Bündniß um der nahen Blutsverwandtschaft verbot, auf seinem Schloß in Sicherheit brachte. Sein Todfeind, der Erzbischof Erkenbold von Mainz, trat in der Kirchensammlung zu Neumagen als Kläger gegen ihn auf. Otto, den Angriff nicht erwartend, fiel mit seinen Reifigen in des Bischofs Land ein und drang bis Mainz vor; dann eilte er auf seine Burg, um sie vor der Rache des Geistlichen in Vertheidigungszustand zu setzen. Erkenbold seinerseits bot inzwischen Alles auf, um den Grafen bei dessen Beschützer, dem Kaiser Heinrich II., in Ungnade zu bringen, und Das gelang. Der Kaiser sandte erst Ermahnungen, dann als diese nicht fruchteten, zog er mit Heeresmacht vor Hammerstein. Lange wehrte sich Otto, bis er endlich, umzingelt und ausgehungert sich ergeben mußte. Seine Ehe mit Irmengard ward getrennt; nach schwerer Kirchenbuße und nach dem Tode Erkenbolds soll er jedoch auf Dispens von Rom mit seiner Gattin wiedervereinigt worden sein. Die Sage

läßt indeß die beiden Gatten ein trauriges Ende finden. — Nach seinem Ableben erlosch das Gaugrafenrecht; die Burg ward zur Reichsfeste gemacht und von da ab ward das Grafengeschlecht von Hammerstein mit diesem belehnt, von dessen Ursprung nichts bekannt ist. Auf dieser Burg war es, wo Heinrich IV., von seinem Sohn verrathen, gefangen, der Krone beraubt, auf seiner Flucht aus Ingelheim ein Obdach bei dem ihm treu gebliebenen Grafen von Hammerstein fand und die Reichskleinodien verwahrte. Unklar ist die Sage, die den Papst Pius VII., Heinrichs IV. erbittertesten Gegner, auf dieser Burg als Kind erzogen sein läßt, denselben Papst, der den Kaiser zu Canossa auf's Tiefste gedemüthigt. Weniger fesselnd sind die ferneren Schicksale der Burg. Karl IV. übergab sie 1374 dem mehr im Sattel als im Chorstuhl gerechten Erzbischof Kuno von Falkenstein und unterordnete sie dadurch dem Erzbischofthum Trier. Später, nachdem die Lothringer im Schlosse gehaust und die Schifffahrt und die Umgegend auf's Aergste gebrandschatzt, kam von Trier der Befehl, die Feste zu zerstören, und diese ward geschleift, um keinem anderen Raubvogel Gelegenheit zu geben, sich darin wieder einzunisten. Noch heute zeugt die Bauart der Häuser in den umliegenden Dörfern, wie weit sich einst der Burgfrieden von Hammerstein ausgedehnt.

Abwärts links an der Mündung des Brohlbachs liegt das Dorf Brohl, rechts Rheinbrohl. Weiterhin links erhebt sich das giebelgezierte, elegante Schloß Rheined auf hohem waldbewachsenem Berge, hinaussehend über das romantische Brohlthal und den Laacher See. Die erste Urkunde der Frevel gegen Gastrecht und Leben am nächsten Tage vor dem eigenen Burgthor enthaupten. — Die Burg ging im Laufe der Zeiten in verschiedene Hände über, bis sie 1689 von den Franzosen arg verwüthet und 1785 durch einen Brand ganz zerstört wurde. — Prachtvoll ist der Blick von dem neuerdings durch ihren Besitzer, Herrn von Bethmann-Hollweg, mehr im romanischen Styl wieder hergestellten prächtigen Schloß auch auf Andernach, Neuwied und das Siebengebirge; eben so reich ist es im Innern decorirt; Geschmack und Kunstsinne haben in den herrlichen Anlagen umher das Ihrige gethan, um das Schloß zu einer Perle des Rheins zu machen.

Schon in Brohl häßt' ich nach Gewohnheit aller von Koblenz oder von Köln kommenden Reisenden in ein's der originellsten, sehenswertheften Thäler, in Bullans scheinbar ausgebrannte Schmiede, in das Brohlthal einbiegen sollen, indeß mußte mir vor diesem Abstecker ein flüchtiger Blick auf Rheined gestattet sein, ehe ich diese Fundgrube der Geognostiker sowohl wie der Bautechniker betrat, welche die Gotteshäuser und Wohnungen der ganzen Umgegend



Thurm in Andernach.

Burg, auf deren Resten das neue Schloß erbaut wurde, stammt aus dem ersten Jahrhundert; sie nennt den Grafen Hermann von Salm als Besitzer, den unglücklichen Gegenkönig Heinrich's IV., der von seinen Leuten ermordet ward. Einer seiner Söhne nahm den Namen Graf von Rheined an und gründete das Geschlecht. Schon 1151 belagerte Conrad III. die Burg und ließ sie schleifen. Das Erzstift Köln baute sie wieder auf. Die Sage berichtet von dem Burggrafen Johann von Rheined, wie dieser bei einem von ihm dem Erzbischof Friedrich III. gegebenen Mahl mit dem Ritter Kollmann von Sinzig in Zanf gerathen, den Dolch gegen ihn gezogen und ihn ermordet habe. Der Bischof ließ ihn zur Strafe für den

mit wohlfeilem und doch so werthvollem Material versorgt. — Die Vulkane des Rheines scheinen längst zur Ruhe gegangen, obgleich die heißen Quellen der Eifel beweisen, daß die Nische auf ihrem unterirdischen Herd noch nicht kalt geworden. Auf der Oberfläche ist das längst geschehen, denn die Römer schon benutzten die vulkanischen Tuffsteine und das Mittelalter hat uns wichtige Konstruktionen aus diesem Material hinterlassen, das wir auch in Neapel zu unverwüthlichen Bauten noch verwenden sehen. Herculaneum liegt noch heute, wo uns nur eine Treppe in den düstern Raum eines Amphitheatere führt, unter derselben Masse und das bloßgelegte Pompeji lag ebenfalls unter derselben Decke, auf welcher wir im Brohlthal umherwandern.

Tuff, durch Feuchtigkeit aus Pimstaub zusammengelittet und verhärtet, ist das poröse Geklöde, von zerbröckeltem Staub belagert, dem wir, hinter Brohl durch das Schieferelsthor dem Bache folgend, zwischen den launenhaft geformten und geklüfteten, von Gefrüpp überwachsenen Gesteinen begegnen. Noch heute erkennt das sachteübte Auge die einstigen Lavaströme, die Elevationen der Krater; was da oben aufliegt in Gebrödel und Staub, ist der „wilde Tuff“, die festen Unterlagen aber bildet der gelbe, graue und blaue Tuffstein, von dessen Unverwüthbarkeit am Rhein die glänzendsten Baudenkmäler aller Jahrhunderte zeugen, während der erstere, der wilde, zu Troß gemischt, weithin als Mörtel verwendet wird. Dabei ist diese vorzeitliche Revolutionsstätte reich mit Sauer-, Eisen- und Salzquellen gesegnet, deren Tugenden und Heilwirkung schon frühzeitig bekannt waren.

Wir marschiren durch ein enges, ganz freundliches Thal, in welchem wir zeitweise großen Tuffsteinbrüchen begegnen, zum Laacher See, der nur wenig mehr als zwei Stunden entfernt. An Staub und Sonne fehlt's freilich nicht, auch an Geräusch der Mühlenwerke ist kein Mangel; inzwischen blicken uns die vielen Fenster der Schweppenburg von ihrem Felsfelsen entgegen, die weiter keine historische Bedeutung hat. Abwärts geht's zum „Heilbrunnen“ mit seinem dem Selterser ähnlichen Wasser und ist die Hitze nicht so groß, machen wir eine Partie auf den Hornicher Kopf, um von da oben das Rheinthale zu überschauen.

An neuen Steinbrüchen und Trögmühlen vorüber erreichen wir von der Schweppenburg in einer halben Stunde Tönnisstein, mit der Ruine des alten Karmeliter-Klosters, von dessen Namen Antoniusstein der Ort seine abgekürzte Bezeichnung herleitet. Wie klein, wie heimlich und abgeschieden dieses Bad daliegt, es ward schon von Clemens August, dem Kurfürsten, besucht, der viel für die Anlagen gethan; es hat seit 1861 sein Kurhaus und ist namentlich von Holländern, vielleicht weniger seiner Stahlquellen als der behaglichen Ruhe wegen, gern besucht.

Von Tönnisstein geht der Weg bergan zu einer Art von Hochebene, auf Wassenach, von da freilich durch ein Staubbad, das jeder Tritt aufwirbelt, zu dem Bergfelsen hinan, einem Doppelkrater, durch eine Waldung, und entzückt schweift endlich der Blick westlich auf den reizenden, üppig umgrüntem Thallefessel, auf das stille, wunderblaue Wasser des Laacher Sees. — Wie gebannt von Ueberraschung weilt der Fuß inmitten des Waldgrüns auf dem hinabführenden Wege. Eine unsagbare Ruhe zieht in das Herz beim Anblick und der Empfindung der heiligen Stille; es ist uns, als könne schon das Zirpen eines Vogels in den Zweigen den Zauber hören, der sich vor uns ausbreitet! Mit jedem Schritt entdeckt der Wanderer neue Reize; die hochstämmigen Buchen scheinen, einander mit den Zweigen umarmend, in den Anblick des Wunder-



Uebersicht der zerstörtesten Burg Antoniusstein.

bildes versunken, die blaue Tiefe wächst uns entgegen, immer klarer, immer durchsichtiger; Schilf, Alge und Wasserranunkel wiegen sich in dem blauen Schooß, silberne Blitze wirft der Fisch aus der Tiefe herauf. — Und drüben die Benediktinerabtei, die ihre Thürme



Abtei Saasch. Von K. Pittner.



Gory Sammerstein bei Groß.

im Wasser spiegelt, wie liegt sie friedlich, ein Dankgebet für Gottes schöne Schöpfung vor uns, ein frommes Gedicht, wenn die Glocken über das blaue flüssige Thal hinüber läuteten und einst die Mönche, längst begraben dort, durch die Vorhalle zu ihrer heiligen Berrichtung schritten!

Kein Wunder, wenn die Poesie an dieser Stätte sich heimisch fühlt, wenn es, während Tags der Engel des Friedens über dieser Abgeschlossenheit von den Straßen der Verkehrswelt schwebt und über dem Ganzen eine heilige Weihe liegt, des Nachts ohne Nixen- und Koboldspuk in der Tiefe des Sees nicht abgehen kann. Fr. Schlegel schon sang von dem im See versunkenen Schloß, von den wunderjamem Geisterklängen, die „bald klagend wie von weitem, bald schwellend himmelan“ aus dem Grund herauf dringen; Sinrod erzählt uns:

„Da unten grün von Leib,
Da sitzt der Nix und lauscht,
Ob ihm ein sterblich Weib
Hier hoch vorüber rauscht —“

und neuerdings sang auch Wolfgang Müller von dem phantastischen „Schloß im See“, in welchem es von Lichtern im Saale glänzt, während die Diener hinauf und hinab stürmen und die Gäste beim üppigen Mahle sitzen. Neugierig rudert der Fischerknabe, dem die Großmutter die Mähr erzählt, Nachts auf dem See —

„Dem Knaben ist irr beim bunten Gewirr,
Im Grunde toset es wilder, —
O welch ein bacchantisch tolles Geschwirr
Bervildeter üppiger Bilder!
Da sieht er ein seliges Mädchenesicht,
Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
Großmütterchen, ruft er, du logest nicht!
Ein Sprung — und er sinket zu Grunde.“

So ist man einig über den Teufelspektakel dort unten, zu dem wohl die Sage Veranlassung gegeben, daß Pfalzgraf Heinrich II. eines Abends mit seiner Gattin Adelheid am Ufer den ganzen See hell erleuchtet gesehen und



Schloß Rheinau.

an dieser Stätte ein frommes Kloster gestiftet, um den Höllenspul zu bannen. Sein Erbe, Pfalzgraf Siegfried, setzte das Werk fort, indeß ward die Abtei, eine der reichsten in Deutschland, erst durch Sorgfalt der Gräfin Hedwig von Are beendet.

Die Sage erblickt in diesem Siegfried gern den Gemahl der Genovefa und in der Höhle des benachbarten Berges Hochstein diejenige, in welcher die Prinzessin von Brabant ihre Zuflucht gefunden.

Des Pfalzgrafen Heinrich Gebeine ruhen in einem reich in gothischem Styl gemeißelten Sarkophag im Schooße der jetzt leider ganz ausgeräumten Kirche von romanischer Form, einem Geschmack, der zu der Umgebung in vollendeter Harmonie steht. Alle die kleinen Details der Vorhalle, dem 12. Jahrhundert angehörig, die zierliche Dekoration, von den Säulen bis zu den sechs Thürmen hinauf beleben die Einsamkeit, ohne die Ruhe aus derselben zu scheuchen. Freilich zog in jüngster Zeit ein Geist in die Hallen des Klosters, der mit dem der ersten, längst vermoderten Klosterbrüder nur das Kreuz gemein hatte und die stillen Zellen zum Vorbereitungsplatz für den Kampf nach außen umschuf. Ein reicher Mann erstand das Kloster für den Jesuitenorden, der in demselben ein Noviziat gründete. Nach kaum zehnjährigem Bestehen verjagte aber das Gesetz die Jesuiten auch von hier und das Kloster versank wieder in seine Stille zurück.

Die Poesie ist selten eine zuverlässige Quelle; was sie dem Laacher See auch andichten mag, es ist eben nur ein versunkener Krater, wie dies seine mit Schlacken und Lava reich gesegneten Ufer bestätigen, und vielleicht sogar einst der Hauptherd der vulkanischen Thätigkeit dieses Terrains gewesen.

Eine ganze Lavastadt erblicken wir in dem etwa eine Stunde entfernten Niedermendig, dessen Häuser in dunkelgraufarbiger Monotonie aus Basaltlava erbaut sind. Die ganze Umgebung des sehr betriebamen Städtchens besteht aus diesem vulkanischen Gestein, aus dessen Schooße die Mühlsteine gebrochen, verarbeitet und weit und breit versendet werden.

Überall Basaltgruben, tiefe Brüche und Schachte, das Ganze vielfach mit einer dicken Schicht von Bims überlagert. Eifige Kälte herrscht in den mächtigen, von Säulen gestützten Hallen, in deren Räumen, wenn sie mit Fadeln beleuchtet, der Eintretende hinter all den spitzwinklichen Zaden und Ecken die Gesichter der schlafenden Gesellen Bullans zu erblicken wähnt.

Hier in Niedermendig pflegt der Reisende, ermüdet vom Klettern und Schauen, die Staubkruste von sich zu schütteln und die Abfahrt des Omnibus begrüßend den Rückweg nach Andernach oder Neuwied einzuschlagen.



An Caster See.